

Das Te Deum als Denkmal einer Zeitenwende

Von Dr. Dr. Karl Eder, Linz a. d. D.

Einleitung

Zwischen dem Altertum und dem Mittelalter läuft eine Grenzzone, etwa von 400 bis 600. Sie ist gekennzeichnet durch das allmähliche Absterben der antiken Kultur, durch die Durchdringung der Völker mit dem Christentum, durch den Eintritt der jungen Germanenstämme in die Weltgeschichte und durch die Verlagerung des Schauplatzes der Geschichte von den Mittelmeerlandern nach Mitteleuropa. Es ist nicht ganz einfach, eine solche Grenzzone annähernd richtig darzustellen, denn Altes vermengt sich mit Jungem, Versinkendes mit Heraufziehendem. Aber noch schwieriger ist es, die Menschen einer solchen Übergangszeit richtig zu sehen, ihr Lebensgefühl zu erfassen, den Anteil des Alten und Neuen in ihnen richtig zu bestimmen. Denn nicht nur in ihrer Zeit liegen die welken Farben des Herbstes und das frische Grün des Frühlings dicht nebeneinander, sondern diese Mischung durchzieht das ganze Wesen dieser Gestalten der Übergangszeit.

Das gleiche gilt von den literarischen Schöpfungen einer solchen Zeit. Sprache und Form, Gedanken und Stimmungen sind gemischt, uneinheitlich, häufig widerspruchsvoll. Es sei an die zwei bekanntesten Bücher des großen Augustinus, an den Gottesstaat und an die Confessiones erinnert. Sowohl das große geschichtsphilosophische Werk wie das eigenartige Bekenntnisbuch weisen die Farben der Spätantike auf, sie gehören aber in vielem bereits dem Mittelalter, ja der Neuzeit an. Uns beschäftigt heute das Te Deum, und zwar als Denkmal einer Zeitenwende.¹⁾ Dieser uns so vertraute Hymnus ist ein Gebet und soll als fromme Erhebung des Geistes zu Gott nicht zerfasert und zerstückelt werden. Aber er ist für den Kenner ebenso sehr ein Kulturdenkmal, das aus verschiedenen Bestandteilen besteht. Und hinter diesen verschiedenen Stücken stehen große zeitgeschichtliche Ereignisse. Diese geschichtlichen Hintergründe und ihr Einfluß auf die Entstehung des Te Deum sind der Gegenstand meiner Untersuchung. Ich hege die Überzeugung, daß man nach Aufhellung dieser Zusammenhänge auch das Te Deum andächtiger betet.

1. Die Gliederung des Te Deum

Eine aufmerksame Lesung ergibt, daß das Te Deum aus zwei Hauptteilen besteht, denen Psalmverse angehängt sind. Diese drei

¹⁾ Vortrag, gehalten 1944 vor dem Klerus in Linz, wiederholt vor Laien in Linz und Wels.

Abschnitte sind nach Inhalt, Stimmungslage und Sprache verschieden. Es sei gleich vorweggenommen, daß diesen Unterschieden auch wesentlich verschiedene Vorgänge als Zeithintergrund entsprechen.

Der 1. Teil (Vers 1—13) besteht aus zwei Stücken, aus einem Hymnus auf Gott (Vers 1—10) und aus einer trinitarischen Doxologie (Vers 11—13).

Der 2. Teil (Vers 14—21 = Tu rex gloriae, Christe — Aeterna fac cum sanctis tuis in gloria numerari) ist ein Hymnus auf Christus.

Der 3. Teil (Vers 22—29) umfaßt Psalmverse. Ihr Inhalt zielt auf die Anrufung Gottes in schwerer Bedrängnis und auf den Ausdruck des Vertrauens ab.

Gedanklich weist also das Te Deum, ähnlich wie das Gloria in excelsis Deo, eine Zweiteilung auf. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der Gotteshymnus und der Christushymnus allein, möglicherweise unabhängig voneinander, entstanden, vielleicht von verschiedenen Verfassern herrühren. Ganz sicher ist das von den angehängten Versikeln. Ihr ganz anderer Gedankeninhalt, vor allem die völlig andere Stimmung, die aus ihnen spricht, zeigen, daß sie ein besonderer Anlaß, nach allem eine sehr schwere Bedrängnis, mit den zwei Hymnen zu einem Gebet zusammengeschweißt hat.

2. Zur Geschichte des Te Deum

a) *Verfasser.* Aus diesem Zusammenhang erkennt man sofort, daß das Te Deum nicht eine Dichtung aus einem Guß ist, daß es zusammengesetzt ist, daß die einzelnen Bestandteile allmählich zusammengewachsen sind. Man kann daher nicht von einem Verfasser, sondern nur von einem Redaktor sprechen, der die einzelnen Stücke zusammengefügt, möglicherweise etwas verändert und ergänzt hat. Als solcher ist nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung wahrscheinlich *Niceta von Remesiana* in Serbien anzusehen. Er lebte 325—414, war dalmatinischer Missionsbischof und hatte seine Residenz im heutigen jugoslawischen Dorf Bela Palanka an der römischen Heerstraße von Belgrad nach Konstantinopel. Bischof Niceta, Freund des Paulinus von Nola und Hymnendichter, ist also nicht der Verfasser des Te Deum, dessen erste zwei Bestandteile bedeutend älter sind, sondern der Redaktor. Innere und orientnahe Züge des Te Deum stimmen mit dieser Zuweisung überein.

Die Bezeichnung Ambrosianischer Lobgesang rührt daher, weil Hinkmar von Reims unter Berufung auf ältere Zeugen das Te Deum von Ambrosius, bzw. von Ambrosius und Augustinus,

verfaßt sein läßt. Diese Zuschreibung ist wissenschaftlich unhaltbar.

b) *Text*. Die jetzt vorliegende Textgestaltung reicht bis in den Anfang des 5. Jahrhunderts hinab. Vers 16 (*Tu ad liberandum suscepturus hominem non horruisti Virginis uterum*) findet sich wohl schon bei Prudentius, dem größten altchristlichen Dichter des Abendlandes († nach 405).

In den zwei Hauptteilen haben nur wenige Textänderungen stattgefunden; die zwei wichtigsten sind:

ad liberandum suscepturus hominem neben ad liberandum mundum suscepisti hominem; und cum sanctis tuis in gloria numerari (seit dem 12. Jahrhundert nachweisbar) statt des alttümlich tiefen cum sanctis tuis gloria munerari.

c) *Verwendung*. Nach den Klosterregeln des hl. Benedikt, Cäsarius und Aurelian von Arles ist es auszeichnender Hymnus an Sonn- und Feiertagen, und zwar bei der Matutin oder in der Laudes mindestens seit Anfang des 6. Jahrhunderts. Daher der römische Brauch, das Te Deum als Abschluß an Stelle des Responsoriums nach der 9. Lesung der Matutin an jenen Tagen zu benützen, an denen in der Messe die große Doxologie (*Gloria in excelsis*) verwendet wird. Das Te Deum ist nach Gehalt und Stil mit dem Gloria verwandt. Bereits um 530 ist die tägliche Verwendung des Te Deum bezeugt, das stadtrömische Officium enthält es noch im 9. Jahrhundert nur an Festen heiliger Päpste.

Es galt als Glaubens-, Lob-, Dank- und Bittgebet des christlichen Abendlandes und wird in der abendländischen Liturgie (bei Heiligsprechungen, Reliquienübertragungen, Bischofs- und Abtweihe usw.) verwendet. Bei ähnlichen Anlässen wird das Te Deum in griechischer und slawischer Übersetzung auch im griechischen und slawischen Osten gebraucht. Die älteste landessprachliche Übersetzung, die altalamanische, stammt aus Reichenau-Murbach. Das verdeutschte Te Deum im Choral wurde ein beliebter Volksgesang. Das gleiche gilt von der Umgestaltung zum Kirchenlied „Großer Gott, wir loben dich“. Aus der Reihe berühmter Vertonungen ragt das Te Deum unseres Bruckner besonders strahlend hervor.

3. Der zeitgeschichtliche Hintergrund der einzelnen Bestandteile

A. *Der Hymnus auf Gott (Vers 1—10) ist der Ausdruck des Sieges des Christentums nach langen Verfolgungen über den heidnischen Staat.*

Triumphgefühl und festliche Siegesstimmung beherrschen den Hymnus, wie Dank an Gott für die Einstellung der blutigen Verfolgung. Der starke, überschäumende Dank und die Erleichterung der Herzen sprechen auch aus der sprachlichen Formgebung.

Dreimal haben wir das Lob: Te Deum, te dominum, te aeternum Patrem.

Dreimal das heilig: tibi omnes Angeli, tibi coeli, tibi Cherubim et Seraphim.

Viermal das Preislied: te gloriosus apostolorum chorus; te prophetarum laudabilis numerus; te martyrum candidatus exercitus; te per orbem terrarum sancta confitetur ecclesia.

Zehnmal also schwingt der Dank in der Apostrophe empor zu Gott.

Geschichtlich wichtig sind die zwei letzten Verse. Vers 10 („dich bekennt über den Erdkreis hin die heilige Kirche“) setzt die Verbreitung der Kirche in der damals bekannten Welt, also in den Mittelmeerländern, voraus. Noch mehr ergreift der vorausgehende Vers 9: „Dich lobpreist der Märtyrer weißgewandete Heerschar.“ Nur mit tiefer Bewegung kann man diesen Vers lesen, beschwört er doch eine große Schar heiliger Männer und Jünglinge, Frauen und Jungfrauen, die Märtyrer, die Blutzeugen für den Glauben an Christus.

Hier wollen wir haltmachen und in einem geschichtlichen Rückblick den *historischen Hintergrund* für diesen Hymnus auf Gott ins Auge fassen. Jeder fühlt das Mitreißende, Brausende dieser Verse. Jeder weiß, so jubelt nur ein Mensch im Hochschwung unfäßbarer Freude, ein nach langem Leid plötzlich entspannter Mensch.

a) Was sind Märtyrer? Christen, die durch gewaltsamen Tod um Christi willen Zeugnis für Christus ablegten. Man unterscheidet martyres vindicati, die um des Glaubens willen oder zur Verteidigung einer Tugend den Tod erlitten, bzw. im Kerker oder infolge von Mißhandlungen gestorben sind und von der Kirche als Blutzeugen anerkannt wurden; dann martyres designati, die Foltern erlitten, zu Zwangsarbeit in Bergwerken oder zur Verbannung verurteilt wurden. Diejenigen, die nur standhaft bekannt oder Gefangenschaft erduldet hatten, hießen confessores. Unkluges Vordrängen zum Martyrium und der Tod aus Ruhmsucht (Zerschlagen von Götterstatuen, Brandlegung an Tempeln, in der diokletianischen Verfolgung häufig) verwirkte den Ehrentitel martyr.

b) *Der heidnische Großstaat.* Das Imperium Romanum ist das größte Staatesgebilde, das die Geschichte bisher kennt. Angefangen vom Pikten- und Skotenwall in England bis zur Sahara, vom Atlantik bis Iranien, ein Staat, der durch gleiches Recht, durch eine vorzügliche Verwaltung und durch eine riesige Militärmacht zusammengehalten war. Staat und Recht sind die Hauptdominanten dieses Imperiums und man kann in der Geschichte eines Paulus nachlesen, was es bedeutete, civis Romanus zu sein. Es schien unsinnig, gegen diese Macht, die alles zermalmen konnte, anzu-

gehen. Und so stark war der Reichsgedanke sogar in den Herzen römischer Christen verankert, daß sie den Untergang des weströmischen Reiches dem Weltuntergang gleichsetzten.

c) *Innerer Gegensatz zum Christentum.* Man muß sich klar darüber sein, daß dieses Staatesgebilde in einem inneren Gegensatz zum Christentum stand. Das heidnische Götterwesen, besonders aber der Kaiserkult, war mit dem römischen Staatswesen ganz enge verknüpft. Die Staatshandlungen waren größtenteils mit religiösen Begehungen verbunden, der Tempelbesitz war Staatsdomäne, die Priesterschaften und die Angestellten der Tempel waren staatlich besoldet. Nach römischer Auffassung war der Staat die einzige und allen anderen Gebieten, auch der Religion, übergeordnete Größe. Der Kaiserkult bildete seit dem Ende des 1. Jahrhunderts förmlich das Bekenntnis zur römischen Weltmonarchie und damit den Prüfstein der Staatstreue. Anders das Christentum, das die Gewissensfreiheit vertrat und in der Lehre von der Zinsmünze zum ersten Male in der Geschichte zwischen den Bereichen Gott und Kaiser, innerem und äußerem Bereich, schied.

Gegen fremde Religionen war der römische Staat an sich duldsam. Er nahm fremde Gottheiten als *dii adventicii* auf. Voraussetzung war jedoch immer die Anerkennung der römischen Staatsgötter. Der Monotheismus des Judentums und des Christentums mußte eine solche Anerkennung verweigern. Trotzdem genoß das Judentum die Rechte einer *religio licita*, da es bei seiner nationalen Grundlage beschränkt und in der Propaganda behindert war. Anders beim Christentum, das eine nationale Beschränkung seiner Mission nicht kannte. Es hatte keine gesetzliche Existenzberechtigung, und die Christen galten, weil sie die römischen Götter nicht verehrten, nicht als Römer.

Außer dieser rechtlich ungünstigen Lage war ein weiterer ungünstiger Umstand die Volksstimmung gegen die Christen. Sie dichtete den Christen laut Tacitus Haß gegen das Menschengeschlecht an. Man begründete diese Haltung mit der Lebensweise der Christen, die sich als eigene Schichte deutlich von der übrigen Bevölkerung unterschieden. Man hob hervor: ihre Zurückhaltung gegen manche Berufe, ihre Zurückhaltung im gesellschaftlichen Leben, ihr Fernbleiben von heidnischen Lustbarkeiten (Theatern, Tierhetzen), ihre Ablehnung der Verehrung der Staatsgötter und des Kaiserkultes. Dazu traten Verleumdungen (Eselsanbetung [Spottkruzifix vom Palatin!], thyesteische Mahlzeiten, ödipodeische Unzucht). Man belud sie mit der Verantwortung für die Unglücksfälle. Schließlich darf man den Kampf der berufsmäßig geschädigten Kreise nicht vergessen; man denke an den Aufstand der Silberschmiede von Ephesus gegen Paulus.

Galt anfangs (bis zirka 60) das Christentum als jüdische Sekte und genoß den Schutz, den die israelitische Religion genoß, so erkannte die Öffentlichkeit mit der Einführung einer eigenen Bezeichnung („Christen“) und bei der starken Gegnerschaft des Judentums gegen die Christen, daß es sich um eine selbständige Religion handle. Diese galt als nova et illicita.

d) *Die rechtlichen Grundlagen des Einschreitens.* Man muß den Kampf des heidnischen römischen Großreiches gegen das Christentum vom Standpunkt des damaligen Rechtes betrachten. Nur so kommt man zu einer wissenschaftlich tragbaren Auffassung. Welches waren die rechtlichen Grundlagen? Nach Decius waren es eigene Christengesetze. Vor Decius standen aus dem römischen Gesetz zur Verfügung: Das Gesetz gegen verbrecherische Magie, gegen *religiones novae et illicitae*, gegen Sakrileg (wegen Verweigerung des Opfers), gegen Verletzung der *lex Julia majestatis* (Verbrechen ist alles, was gegen das römische Volk und seine Sicherheit unternommen wird).

Am wichtigsten war, daß das nomen *Christianum* als Verbrechen bezeichnet wurde. Diese Rechtsverfügung wird allgemein auf Nero zurückgeführt. Doch ist nicht völlig sichergestellt, wieso. Entweder hat Nero in einem Edikt das nomen *Christianum* verboten oder er hat das Rechtsinstitut der *tres accusationes* des Tiberius bei der von ihm (ohne Zusammenhang mit dem Brande Roms) entfachten Christenverfolgung angewendet. Dieses Rechtsinstitut lebte seither als *institutum Neronis* fort. (Die drei Anklagen: *accusatio sumptuaria*, *sacrilegii* und *laesae majestatis*.) Oder der Ausdruck *institutum Neronianum* umschließt die Rechtsanschauung, die seit der durch Nero erfolgten und mit Sakrileg und Majestätsverbrechen begründeten Verurteilung das Christentum ohne weiteres als strafbar erscheinen ließ.²⁾

So war die Rechtstellung der Christen vor Decius, aber auch nachher, schwankend. Gründe: die Gesetze selbst, die Zeitverhältnisse, die Volksstimmung, die Gesinnung der Kaiser und der Provinzbehörden, die Tätigkeit der Apologeten und die Beziehungen der Christen zur Umwelt.

²⁾ Der Zusammenhang der neronischen Christenverfolgung mit dem Brande Roms wird von manchen Forschern bestritten. Sie erklären, Tacitus habe sich geirrt. Die Verfolgung sei erst im Jahre nach dem Brande Roms ausgebrochen und sei auf Neid und Verleumdung, besonders von jüdischer Seite, zurückzuführen. Nero habe durch Zusammenfassung mehrerer Anklagen (vor allem Majestätsverbrechen und Sakrileg) zu einem Christengesetz eine juristische Begründung hierfür gegeben. Wäre das richtig, müßte auch die Neronische Verfolgung, die bisher in erster Linie als Lynchjustiz des Pöbels aufgefaßt wurde, in die juridische Linie der übrigen Verfolgungen eingereiht werden. Doch bleibt die Frage offen.

e) *Das Verfahren* konnte von zwei Gesichtspunkten aus eingeleitet werden. Entweder faßte die Behörde das Christendelikt als Verbrechen auf. Dann gab es ein geregeltes Prozeßverfahren mit rechtlich normierten Strafen. Oder sie wandte die *coercitio*, das polizeiliche Verfahren, an. Dieses bevollmächtigte den obersten Verwaltungsbeamten, in erster Linie den Statthalter, jeden Untertanen für ein Vergehen ohne weitere Prozeßformen zur entsprechenden Strafe, selbst zur Todesstrafe, zu verurteilen, auch wenn sie nicht im Strafrecht vorgesehen war. Das galt besonders bei Religionssachen. Mommsen nimmt an, daß gegen die Christen hauptsächlich mit *coercitio* vorgegangen wurde. Doch erklärt die gegenwärtige Forschung das kriminelle Verfahren als die Regel.

f) *Die Todesarten*. Zur Erzwingung des Abfalles wurde auch die Folter angewendet: Geißelung, Zerfleischung mit Krallen und Hacken, Aufhängen, Brennen mit Fackeln, Ausspannung der Glieder auf der Folterbank, bei Frauen auch Verweisung in ein Bordell. Die Strafen bei Standhaftigkeit waren: Kerker, Verbannung mit Verlust des Vermögens und der Ehre, Zwangsarbeit auf den kaiserlichen Domänen oder in den Bergwerken, Verstümmelung, in der Regel der Tod, dem gesetzlich die Geißelung vorausging: bei den *honestiores* die sog. *bona mors* durch Enthauptung, bei den *humiliores* Verbrennung oder Tierkampf. In immer wachsender Willkür und Grausamkeit verhängte man über die Christen entehrende Todesstrafen wie Feuertod (mitunter langsamen, später „Schmauchen“ genannt), Kreuzigung, Zerreißen durch wilde Tiere, Steinigung, Ertränken usw. Über die Hinrichtung der Christen in den Neronischen Gärten schreibt Tacitus, sie seien in Tierfelle gehüllt und durch Hunde gehetzt oder gekreuzigt und dann nachts als Fackeln angezündet worden. Wahrscheinlich beziehen sich auch die Andeutungen des 1. Klemensbriefes (c. 6) auf diese Verfolgung. Darnach wären Frauen zur Darstellung mythologischer Szenen, als Dirken und Danaiden, verwendet und so schrecklichen Mißhandlungen ausgesetzt worden.

g) *Die Katakomben*. Der Verlauf der Verfolgungen fällt außerhalb unseres Gegenstandes. Doch führt uns der Vers des *Te Deum* von dem *candidatus martyrum exercitus* in die Ruhestätte der Opfer, in die Katakomben, hinab. Es gibt wenige Weihestätten des Christentums, die den Besucher so ergreifen und erschüttern wie die Katakomben. Der alte Name für die Begräbnisstätten war *Coemeterium*. Die Bezeichnung Katakomben war ursprünglich ein Ortsname für die Senkung der Via Appia beim Denkmal der Gäcilia Metella. Sprachlich wohl *katà kýmbas* = an der Schlucht. Darnach benannte man im 4. Jahrhundert das nahe *Coemeterium* von S. Sebastiano, seit dem 9. Jahrhundert alle ähnlichen Grabstätten. Katakomben befinden sich außerhalb Roms besonders in

Neapel, in Sizilien (Syrakus!), Sardinien, Malta, Nordafrika, Kleinasien, Südrußland (besonders Krim!), Bulgarien, Dalmatien, Frankreich (Südfrankreich, Paris), Spanien, Ungarn (Fünfkirchen). In Deutschland zu Trier, der ältesten deutschen Stadt (C. des hl. Eucherius und St. Matthias); in Köln (unter St. Severin), in Bonn (unter dem Münster), in Mainz (bei St. Alban) und in Salzburg (an der Mönchsbergwand hinter dem St. Peter-Friedhof).

Am bekanntesten sind die römischen Katakomben entlang der alten Heerstraßen. Als wichtigste römische gelten: An der Via Ostiensis das Coemeterium Lucinae (mit Grab und Basilika des hl. Paulus), an der Via Ardeatina das große Coemeterium der Domitilla mit Basilika (2. Hälfte des 4. Jahrhunderts), an der Via Appia das ausgedehnte Coemeterium Callisti und das Coemeterium S. Sebastiani, am Mons Vaticanus das Coemeterium Vaticanum mit Grab und Basilika des hl. Petrus, Fundstätte mehrerer Sarkophage vom 4. bis 5. Jahrhundert. Die Anlage ist einfach: schmale Gänge in der Tufferde, in deren Seitenwänden übereinander mehrere Lagen Längsnischen zur Aufnahme der Leichen angebracht waren; Marmor- und Terrakottatafeln schlossen die Nischen. Die Gänge erweitern sich zu größeren Räumen, z. B. in der Callistuskatakombe, der bemerkenswertesten Grabanlage. Dort sind in einer Kammer die Gräber mehrerer Päpste: Urbanus, Pontianus, Anteros, Fabianus, Lucius, Eutychianus. Zu Ehren Sixtus' II., der hier 258 den Martertod erlitt und der ursprünglich ebenfalls hier beigesetzt war, ließ Papst Damasus I. eine große Inschrift anbringen. Dann kommt man in einen oben offenen Raum mit dem Grab der hl. Cäcilia. In der Nähe dieser Grabkammern liegen noch andere, darunter die des Papstes Eusebius († 311); ferner das Grab des Papstes Cornelius († 253).

Die Ausschmückung im Stil der gleichzeitigen heidnischen Kunst bevorzugt symbolische Darstellungen: Orpheus, guter Hirt, biblische Vorgänge, die Errettungen darstellen, das bekannte Fischsymbol, Pfau, Hahn, Löwe, Hirsch, Palme, Anker, Schiffe, Blumen usw. Die älteren Inschriften melden den Namen, häufig mit dem Zusatz: in pace. Eine Äußerung der Trauer ist fremd, der Todestag = dies natalis. Gegen Ende des 3. Jahrhunderts wurden sie ausführlicher und reicher an Ausdrücken der Trauer und Hoffnung. Ganz wichtige Inschriften haben sich in der Sebastianuskatakombe gefunden. Die dortige älteste Kirche wurde nach der Überlieferung im 4. Jahrhundert an einer Gruft erbaut, die zeitweilig der Beisetzung der Apostelfürsten Petrus und Paulus diente. Nun wurde unter der Mitte der Kirche ein Versammlungsraum (triclia) für die Gedächtnisfeier freigelegt mit zahlreichen Graffiti von der Wende des 3. Jahrhunderts, die alle Anrufungen

der Apostel Petrus und Paulus beinhalten. Man erklärt das so, daß zur Zeit der Valerianischen Christenverfolgung die Gebeine des Petrus vom Vatikan und des hl. Paulus von S. Paolo fuori le mura hier irgendwo in Sicherheit gebracht wurden. Größere Anlagen sind nach einem der römischen Stadtanlage ähnlichen Grundplan aus parallellaufenden und sich kreuzenden Gängen (1—5 Stockwerke) zusammengesetzt. Wenn irgendwo in Rom, so umweht den Rom-Besucher in den Katakomben der Geist der ältesten Kirchengeschichte. Hier stehen wir mitten unter der weißgewandeten Heerschar der Märtyrer.

h) *Die Märtyrer in der Literatur.* Aber nicht nur die Archäologie berichtet von den Märtyrern, ihr Andenken hat auch in der Literatur einen Niederschlag gefunden. Ich nenne die Märtyrer-Akten = Berichte über Prozeß, Verurteilung und Hinrichtung der Märtyrer. Ihr Zweck war die Verbreitung der Verehrung der Blutzeugen und die Erbauung. Man unterscheidet echte geschichtliche Märtyrer-Akten, spätere Überarbeitungen und Erweiterungen und Märtyrer-Legenden, die im wesentlichen erdichtet sind, eine Art erbauliche Romane ohne geschichtliche Grundlage.

An zweiter Stelle nenne ich ein römisches Staatshandbuch, den Chronographen von 354. Es enthält zehn verschiedene Abschnitte. Im 5. Abschnitt die *depositio episcoporum* (= Todestag und Grabstätte von 12 römischen Bischöfen von Lucinus 255 — Julius 352); im 6. Abschnitt ein *Feriale ecclesiae Romanae*, *depositio martyrum* (Todestag und Begräbnisstätten römischer Märtyrer). Auf diesen Vorlagen beruhen die Martyrologien. Das älteste, m. syriacum, stammt aus der Zeit kurz vor 400, das umfangreichste das m. Hieronymianum aus der Mitte des 5. Jahrhunderts. Es enthält, mit Weihnachten beginnend, die Namen der Heiligen, die Todestage und die Angabe, wo sich das Grab befand oder verehrt wird; daneben Notizen über Translationen von Reliquien und ähnliches.

i) *Die Zahl der Märtyrer* ist unbekannt und läßt sich auch nicht annähernd genau bestimmen. Ungeschichtlich ist die landläufige Zahl von 11 Millionen, aber auch die Behauptung einer absolut geringen Zahl von ein bis zwei Tausend. Die Grundlagen der Berechnung sind allzu unsicher. Sicher sind folgende Tatsachen: Unter Nero wurden sehr viele Christen hingerichtet, von Domitian bis Decius verhältnismäßig wenige. Von da an steigt die Zahl sehr an und erreicht in der *aera martyrum* unter Diokletian ihren Höhepunkt. Wieviel Tausende sind das? Die Addition der Namen und Zahlen in den Martyrologien kann nur einen Teil ergeben, denn viele wurden nicht aufgenommen. Das *Martyrologium Romanum* nennt z. B. 13.825 römische Märtyrer. Ganz haltlos sind die Angaben der Legenden. Am bekanntesten die

Ursulalegende, nach der Ursula und 11.000 Gefährtinnen in Köln den Martertod erlitten hätten. Die Legende hat einen echten Kern, der durch die Clematiusinschrift auf einer Kalksteinplatte im Chor der Kölner Ursulakirche aus dem 4. bis 5. Jahrhundert verbürgt ist. Christliche Jungfrauen haben in Köln unter Diokletian ihr Leben für Christus hingegeben. Eine Zahl ist nicht genannt, im Martyrologium steht 11.000. Vermutlich hat man XI irrtümlich für 11.000 gelesen. Der Strich konnte die Zahl der Tausende angeben, aber auch bloß die Zahl unter den Buchstaben hervorheben. Weniger plausibel ist, daß man XI M V als *XI Milia Virginum* statt als XI Martyres Virgines gedeutet hat. Nach Überlegung aller Umstände, besonders der langen Dauer von ca. 250 Jahren und der Ausdehnung des römischen Weltreiches, glaube ich annehmen zu dürfen, daß man mit einer Zahl von ein- bis zweihunderttausend altchristlichen Opfern auskommt. Ihre weißgewandete Heerschar hat der Vers des Te Deum im Auge. So viel zum ersten Bestandteil des Hymnus.

B. Die Doxologie kündigt von der fortgeschrittenen Dogmenentfaltung, — die Konzilien von Nicäa 325 und Konstantinopel 381 sind vorüber —, sie kehrt aber ihr Antlitz ersichtlich gegen die heidnische Umwelt, also die heidnischen Religionen.

Nicht einfach Gottglaube, alle heidnischen Religionen sind gottgläubig, sondern trinitarischer Gottglaube, Glaube an die Heilige Dreifaltigkeit! Hell wie die Sonne leuchtet dieses Urmysterium der christlichen Offenbarung in das verwirrende Durcheinander heidnischer Götter und Kulte.

Es ist schwer, in einigen Strichen die *Religionsgeschichte der Zeit* zu entwerfen. Sicher ist auf alle Fälle, daß die heidnischen Religionen die zweite ebenso mächtige gegnerische Front des Christentums darstellen, wie die des heidnischen Staates. Man muß eine öffentlichrechtliche und eine privatrechtliche persönliche Seite der Religion unterscheiden. In erster Hinsicht galt den Römern die Verbindung von göttlicher Führung und menschlichem Hinhören als die eigentliche Ursache ihrer Größe. Daher wurden alle Staatshandlungen mit Opfern begonnen. Alle Vorzeichen (prodigia) wurden sorgfältig beachtet. Im privaten Leben herrschen Zauberei, Magie, Mantik und das wechselnde Heer ausländischer Gottheiten vor. Fremde Götter wurden in einem eigentümlichen Einschmelzungsprozeß („interpretatio Romana“) zu römischen Göttern umgewandelt. Ein Beispiel aus der ehemaligen Provinz Ufernorikum im Landesmuseum. Man sieht auf einer Plastik den keltischen Donnergott, der das Donnerrad über der Schulter trägt; die Inschrift nennt ihn Juppiter.

Die religionsgeschichtliche Entwicklung verlief kurz so: Die altlatische Religion, die ihr Heiligtum am Mons Albanus (Monte

Cavo) hatte, entfaltete sich in der Königs- und Republikzeit zum vollen Götterhimmel Altroms, wurde aber durch das Einströmen östlicher Kulte immer mehr überfremdet. Unter Augustus kommt es zu einer Reformation der altrömischen Religion unter scharfen Rückschlägen gegen die orientalischen Religionen. In der Folgezeit eroberten sich die Religionen Ägyptens und Kleinasiens die römische Welt. Wie die Münzprägungen des ersten und zweiten Jahrhunderts n. Chr. zeigen, standen Isis und Osiris, Serapis und Kybele im Vordergrund. Mit den syrischen Soldatenkaisern ändert sich das Bild und in mehreren Wellen drangen die Götter Ostsyriens und des Iran in die römische Götterwelt ein: Adonis, Atargatis, Juppiter Damascenus, Juppiter Dolichenus und der Sonnengott von Emesa. Während die Götter Kleinasiens und Ägyptens nicht über den Bereich des Mittelmeeres hinausdrangen, kannten die Religionen Ostsyriens keine Reichsgrenzen mehr. Das gleiche gilt für den persischen Mithraskult und sein christliches Gegenstück, die Religion des Mani (Manichäismus). Es ist interessant, daß mit dieser weltweiten Richtung und mit dem Missionstrieb auch die jüdische Religion sich ausbreitete. Das dritte Jahrhundert gilt in der jüdischen Überlieferung als Glanzzeit des Rabbinats. Auch das Christentum und die Gegenkirche Marcions drangen bis in das persische Reich vor. Der Höhepunkt des syrischen Einflusses wurde durch Elagabal (röm. Heliogabalus, † 222) herbeigeführt. Er verdrängte die römische Staatsreligion durch den Baalsdienst von Emesa. Er feierte die „hl. Hochzeit“ seines Gottes mit der karthagischen Stadtgöttin Tanit und plante die Verschmelzung aller Religionen, auch der christlichen, mit dem syrischen Sonnenkult. Er erbaute diesem Gott einen Prachttempel in Rom, ließ den heiligen Stein von Emesa nach Rom bringen, aber auch die Schilde der Salier und das heilige Feuer der Vesta. Im Inneren vollzog er mit Mutter und Großmutter geheime Begehungen. Man sprach von Knabenopfern und anderen unerhörten Dingen. Bei den öffentlichen Feiern wurden Hekatomben von Tieropfern und ältester Wein dargebracht. Der Kaiser tanzte, begleitet von Chören syrischer Weiber, mit Kymbeln und Pauken um den Altar. Senatoren und Ritter hatten rings im Kreise Aufstellung genommen und assistierten.

Draußen vor der Stadt lag das zweite Heiligtum. Im Hochsommer fuhr der Kaiser den heiligen Stein auf einem Wagen dorthin. Sechs weiße Rosse zogen das Gefährt, indem die Zügel um den Stein gelegt waren. Der Gott selbst sollte die Fahrt lenken. Der Kaiser schritt dem Wagen voran, rückwärts gewendet, um sein Antlitz nicht von seinem Gott zu wenden. Der Weg war mit Goldstaub bestreut. Ein befremdliches Bild und man begreift, daß der Kaiser von der Garde erschlagen wurde. Mit den illyrischen Kai-

sern wendete sich das Blatt und die syrischen Götter traten zurück. Diokletian besonders war den alten Göttern, namentlich den Lagergöttern, zugetan. Er stand dem Christentum lange freundlich gegenüber, ließ sich aber durch den Neuplatonismus und durch seinen Mitkaiser Galerius zu schwersten Christenverfolgungen hinreißen, die 303 begannen. In dieser Aera martyrum flossen Ströme von Christenblut im ganzen Reiche, bis Konstantin 313 das Christentum der heidnischen Staatsreligion gleichstellte. Der heidnische Gegenstoß unter Julian scheiterte, da der Kaiser bald fiel. Julian hatte sich 355 in die eleusinischen Mysterien aufnehmen lassen und bezog die Mysterien in den öffentlichen Kult ein. Geistig bildete der Neuplatonismus, das letzte System der antiken Philosophie, den entschiedensten Feind des Christentums. Er entstammte dem uralten Kulturlande Ägypten, wo sich auch das christliche Mönchswesen entfaltete. Sein Stifter ist der vom Christentum zum Heidentum zurückgekehrte Ammonius Sakkas († 242), sein klassischer Gestalter Plotin. Er benützte den Götterglauben nur zur mythologischen Umschreibung abstrakter Ideen. Dagegen hob Porphyry die Offenbarungen der griechischen Orakel, Jamblichus die Mysterien der Ägypter hervor. Später führten Augustinus und der sogenannte Dionysius Areopagita den Neuplatonismus in das Christentum ein.

Soviel steht fest, daß die Religionen und Kulte bis Konstantin eine Großmacht ersten Ranges darstellten und daß sie auch in der Aera der verchristlichten Spätantike lange Zeit noch nicht erloschen, vielmehr bei allen Rückschlägen des Christentums bereit waren, ihren früheren Platz wieder einzunehmen. Die Doxologie, das Bekenntnis zur Heiligen Dreifaltigkeit, bedeutete in dieser Zeit, auch im Rahmen des Te Deum, die Absage an den heidnischen Götterhimmel.

C. Der Christushymnus (Vers 14—21) wendet sich gegen die dritte Front, die Spaltung innerhalb des Christentums, in besonderer Weise gegen den Arianismus.

Er beginnt mit einem völlig neuen hellen Ton: Tu rex gloriae, Christe. Nur in diesem Vers besteht der zweite Versteil aus einem einzigen Wort: Christe. Aber dieses Wort umschließt eben alles und man muß sich eine Pause der Ehrfurcht dazudenken, damit der Versrhythmus richtig ausschwingt. Ihm entspricht im Hymnus auf Gott das einzige Patrem immensae majestatis, das Vater in der ersten Vershälfte. Die Zweiteilung des ganzen Hymnus wird auch an diesen beiden sprachlichen Hauptakzenten sichtbar.

Also der Christkönigsgedanke, aber in den Farben der Spätantike. Die über ihn gemachten Aussagen beleuchten die altchristliche Christusvorstellung. Er ist der ewige Sohn des Vaters (gegen Arius), hat zur Erlösung der Menschen den Schoß der Jungfrau

nicht gescheut, hat den Tod besiegt, den Gläubigen das Himmelreich geöffnet. Er sitzt zur Rechten des Vaters und wird als Richter geglaubt.

Dann folgt ein Vers, der eine weichere religiöse Stimmung verrät und späteren Ursprunges sein könnte, sogar aus der mittelalterlichen Mystik: Wir bitten dich, komme deinen Dienern zu Hilfe, die du durch das kostbare Blut erlöst hast und lasse sie mit deinen Heiligen in die ewige Glorie einreihen.

Ganz fehlt die dem Mittelalter eigene Passionsmystik, die durch den hl. Bernhard begründete und vom deutschen Volke so tief aufgenommene Versenkung in das Leiden des Herrn, die Kreuzwegstimmung.

Es gibt keine trefflichere Veranschaulichung dieser Vorstellungen als die altchristlichen Christusbilder: der segnende Christus in den Apsismosaiken altchristlicher Basiliken, Christus als Weltenrichter und Christus als Pantokrator. In Rom in S. Pudenziana und Kosmas und Damian am Foro Romano, besonders aber in Ravenna. Sollte nicht diese altchristliche Christus-Königs-idee auch uns im 20. Jahrhundert manches zu sagen haben? Sie ist jenseitiger, transzendenter als die späteren Christusauffassungen.

Der zeitgeschichtliche Hintergrund dieses Hymnus ist der Arianismus, der durch die Annahme von Seite der germanischen Völker weltgeschichtliche Bedeutung gewann. Nach Arius ist der Sohn dem Vater ähnlich (*homoiousios*), nicht wesensgleich (*homoousios*). Eine Lieblingsformel war: *ēn, hote ouk ēn*, es gab eine Zeit, da er (= Sohn) nicht war. Konstantin wollte nach dem Sieg über Licinius die mühsam errungene Einheit des Reiches nicht durch Religionsspaltung zerbrechen lassen und berief das Konzil von Nicäa. Ein politischer Gesichtspunkt, der zunächst der Kirche nützte, sich aber in der Folge ganz schädlich auswirken sollte. Wie bekannt, lernten viele germanische Stämme, besonders die Goten, Vandalen und Langobarden, das Christentum in der Form des Arianismus kennen. Die gotische Bibel und die Liturgie des Bischofs Ulfilas († 383) wurden das einigende Band, das arianische Christentum daher nicht tief erfaßt, sondern mehr als national betonte Lebensform empfunden. So kam der Arianismus nach dem Westen und es gab eine dünne arianische Oberschicht des römischen Weltreiches, während das Volk orthodox blieb. Nirgends erlebt man diesen Riß stärker als in Ravenna, wo die Bauwerke dieser Zeit bis heute von der Herrschaft der Ostgoten künden. Die Wende brachte später der Übertritt des erfolgreichsten germanischen Volkes, der Franken, zur katholischen Kirche (496). Allmählich folgten auch die übrigen germanischen Stämme. Gegen diese Irrlehre mit ihren Schattierungen richtet sich die erste Aussage nach dem Christkönigsvers: *Tu Patris sempiternus es Filius*. Nachdenk-

lich fragt man angesichts dieses Bekenntnisses wider einen ungenannten Gegner: Wo ist heute der Arianismus? Und doch schien ihm einst die Zukunft zu gehören.

D. Die Schlußversikel (Vers 22—29) entspringen der tiefen Not der Zeitgenossen über die Gefährdung Roms und über den drohenden Untergang des römischen Weltreiches.

Jedem Leser springt die völlig veränderte Stimmungslage in die Augen. Dort ein Triumphlied auf den dreieinigen Gott und ein strahlender Christushymnus, hier Weltuntergangsbefürchtung und völlige Verzweiflung bedrohter Menschen, die alles gefährdet und verloren glauben. Schon die Herkunft der Versikel lehrt, worum es dem Beter geht. Sie entstammen den Psalmen, aber welchen Psalmen?

Vers 22—23 dem Psalm 27,9, der eine Bitte um Errettung beim Untergang des Frevlers ausdrückt: „Hilf deinem Volk! Segne dein Erbe! Weide und trage sie ewiglich!“

Vers 24—25 dem Psalm 144,2, der Gottes gütige und gerechte Herrschaft behandelt: „Ich will dir lobsingem an jeglichem Tag, deinen Namen rühmen auf immer und ewig.“

Vers 26 ist ein psalmartiger Versikel (Dignare, Domine, die isto, sine peccato nos custodire) und kann nicht direkt als Psalmverse nachgewiesen werden.

Vers 27 ist Psalm 122,3 (Vertrauensvoller Aufblick zu Gott) entnommen: „Erbarme dich unser, o Herr! Erbarme dich unser.“ Es geht weiter: Wir sind ja reichlich gesättigt mit Schmach.

Vers 28 entstammt Psalm 32,22 (Gott der allmächtige Beschützer seines Volkes): „Es walte, o Herr, über uns deine Huld, wie ja auch wir deiner harren.“

Vers 29 endlich ist aus Psalm 30,2 übernommen (Gebet in schwerer Verfolgung): „Bei dir, o Gott, such' ich Zuflucht. Laß nie mich schmäählich verderben! In deiner Güte rette mich!“

Also zusammenfassend: durchwegs Psalmen, bzw. Psalmverse, die Gefahr des Beters, sein Gottvertrauen und die Bitte in schwerer Bedrängnis ausdrücken. An der Hand dieser Versikel, die offenbar nicht alle auf einmal, sondern allmählich zugewachsen sind, kann man förmlich die Hauptgedanken rekonstruieren, die damals unter den Völkern umliefen, und die Antwort, die ihnen ihre geistlichen Tröster gaben. Die Fragen: Was wird kommen? Geht die Welt unter? Was wird es mit uns und unseren Kindern sein? Wo bleibt Gott in solchen Zeiten? Es ist zum Verzweifeln. Gott im Himmel, zeige dich, vernichte unsere Feinde, die auch deine Feinde sind usw. Es kommt ein fürchterliches Gericht. Und die Antworten: Gott errettet die Seinen auch beim Untergang der Frevler. Lobsinge unserem Gott. Bete um Erbarmen. Nimm Zuflucht zu Gott, was auch kommen mag. Er kann

dieh erretten. „Nicht sorgen — beten.“ Hüben der Hinweis auf den Allmächtigen, Allstarken, der die Seinen kennt, drüben grenzenlose Verzweigung. Hier kraftvolle Sammlung und Beruhigung, dort Auflösung, Panikstimmung und Nervosität, die nach allen Seiten ausbricht. Hier Lichtstrahlen, dort nur Schatten und Duster. Hier eben das Te Deum, dort das de profundis.

Was ist vorgegangen, daß der Hymnus jetzt auf einmal gegen Verzweiflung ankämpfen muß? Tut sich eine vierte Front auf, wider die das Christentum zu streiten hatte? Man kann sagen Ja: Es ist die ewige menschliche Existenzangst, die zu allen Zeiten herrscht, in äußersten Gefahrenzeiten aber übermächtig wird auch unter Christen. Der heidnische Staat ist überwunden, die heidnischen Religionen sind geschlagen, die Spaltung im Abstieg, das sind zeitgeschichtliche Vorgänge. Geblieben aber ist das allgemein menschliche Anliegen der Hilflosigkeit in schwerster Bedrängnis, die Hilfsbedürftigkeit des Menschen. Im Letzten und Äußersten versagt alles außer dem grenzenlosen Gottvertrauen. Schauen wir hin, was sich im 5. Jahrhundert abgespielt. Es ist der Untergang des weströmischen Reiches. Eine Welt brach zusammen, auch für Millionen von Christen. Es sind hauptsächlich drei Ereignisse, die diese Untergangsstimmung auslösten: Die Plünderung Roms durch die Goten unter Alarich 410; der Einbruch Attilas nach Oberitalien 452 und die zweite Plünderung Roms durch die Vandalen unter Genserich 453. Das erste Ereignis hat Niceta von Remesiana noch erlebt.

a) Am 24. August 410 drangen die Goten in Rom ein. Marcellinus berichtet: „Alarich fiel über das zitternde Rom her und vernichtete einen Teil desselben durch Feuer.“ Drei Tage hatte er die Stadt der Plünderung preisgegeben, nur die Kirchen, besonders die Basiliken der Apostelfürsten, sollten geschont werden. Doch wurden auch Kirchen, u. a. die Lateranbasilika, ausgeraubt. Unzählige Menschen wurden getötet oder als Sklaven verkauft. Ungeheuer war der Eindruck dieses Ereignisses auf die Mitwelt. Hieronymus sah das Ende der Dinge und den Absturz in die ewige Finsternis gekommen. Bilder von der Zerstörung Trojas und Jerusalems umdüsterten seinen Geist. Tiefer und nachhaltiger verarbeitete das furchtbare Erlebnis der geniale Augustinus. Noch mehr verletzte ihn der Vorwurf der Heiden, die verlassenen Götter hätten sich gerächt, die Kirche sei die Ursache von allem öffentlichen Ruine. Er griff zur Feder und es entstand in langen Jahren das Werk „De civitate Dei“, nach Grisar ein Leuchtturm, der nach rückwärts und nach vorwärts eine Fülle hellen Lichtes wirft.³⁾

³⁾ H. Grisar, Rom beim Ausgang der antiken Welt (1898), 68.

b) Die Schreckenstage von 410 lebten wieder auf, als im Frühjahr 452 Attila in Norditalien einbrach und Aquileja zerstörte. Der Weg nach Rom lag offen. Da brach eine Gesandtschaft unter Führung Leos I. auf, um mit Attila persönlich zu verhandeln. Der furchtbare Gegner wurde durch die Unterredung mit dem Papste günstig gestimmt. Er äußerte seine Freude darüber, daß der oberste Priester zu ihm gekommen sei. Was immer ihn sonst bewog, wissen wir nicht. Er zog ab und starb schon 453 an einem Blutsturz.

c) 455 standen die Vandalen unter Genserich vor Rom. Leo trat vor der Stadt dem Fürsten entgegen und erreichte, daß die Stadt von Blut, Folter und Brand verschont wurde, doch gab sie Genserich 14 Tage der Plünderung preis. Unermeßliche Beute fiel den Vandalen in die Hände, besonders Kunstschatze, mit denen der König Karthago ausschmücken wollte. Unter der Beute befanden sich ein Teil des Tempelschatzes von Jerusalem, den Titus seinerzeit nach Rom gebracht hatte, und die Hälfte der vergoldeten Bronzeziegel vom herrlichen Jupitertempel auf dem Kapitol.⁴⁾

Man begreift, daß sich das Entsetzen über diese Schicksale der heiligen Roma, die den Menschen mehr als eine Weltstadt, die ihnen ein Symbol war, über die ganze Welt verbreitete. Diese Ereignisse und wohl auch die schwere Katholikenverfolgung unter den vandalischen Königen bilden den zeitgeschichtlichen Hintergrund für die Versikel des Te Deum.

4. Ergebnisse und Schluß

Nunmehr liegt der Aufbau des Te Deum samt seinen geschichtlichen Hintergründen klar vor uns.

Da spricht aus dem Hymnus auf Gott der Triumph über das siegreich bestandene Martyrium im Kampfe gegen den heidnischen Staat.

Aus der Doxologie die siegreiche Selbstbehauptung der christlichen Religion unter der Fülle heidnischer Religionen.

Im Christushymnus fand der sieghafte Glaube an den wesensgleichen Sohn seinen Ausdruck wider die Häresie und Spaltung des Arianismus, der durch die germanischen Völker zur Großmacht aufgestiegen war.

In den Psalmversen endlich tönen uns die flehentlichen Bitten existenzbedrohter Menschen entgegen, die durch den nahenden Untergang des weströmischen Reiches aus ihrer Ruhe aufge-

⁴⁾ „Vandalismus“ = rohe Zerstörung von Kunstwerten, erst 1794 von Gregoire, Bischof von Blois, zur Kennzeichnung der Verwüstungen des Pariser Pöbels geprägt.

schreckt waren. 410, 452 und 455, oder Alarich, Attila und Genserich bedeuteten für Rom drei Schicksalsschläge.

Man wird nun verstehen, wieso das *Te Deum* nicht nur ein Gebet, sondern auch ein Kulturdenkmal ersten Ranges ist. Es erhebt sich an einer Zeitenwende, in der Grenzzone zwischen Heidentum und Christentum, Römertum und Germanentum, Altertum und Mittelalter.

Zwei Erkenntnisse drängen sich auf:

a) Das Christentum, eine Idee, hatte die stärksten Machtmittel überwunden. Denken wir an die Szene: Christus vor Pilatus. Und jetzt: Cäsar vor Christus. Es gibt einen Stärkeren als die Starken.

b) Es gilt das Ewige, Unwandelbare, Unabdingbare vom Wandelbaren, Zeitbedingten, Wechselnden zu unterscheiden auch in der Kirche. Das Christentum hat in jedem Jahrhundert und in jeder Geschichtsepoche seine gottgesetzte Aufgabe, die es nur in der Sprache und in den Formen der Jahrhunderte meistern kann. Aber es hat der Zeit mehr zu bringen, die Offenbarung einer anderen Welt. Der Christ, vorzüglich der Christ in Umbruchszeiten, muß bereit sein für neue Formen seiner alten Aufgabe.

Wenn jemand, so haben es die großen Tonschöpfer in der Hand, die tiefen Gedanken, die wechselnden Stimmungen und das Unaussprechliche ans Licht zu heben, das zwischen den Versen des *Te Deum* schwebt. Sie können die dramatischen Haltungen, vor allem seinen Charakter als Gemeinschaftsgebet, hervortreten lassen. Machtvoll mündet es nach den Sätzen des Glaubens und des Gebetes bei unserem Bruckner aus in die goldene Lebensformel unerschütterlichen Gottvertrauens: *In te, Domine, speravi. Non confundar in aeternum.* Auf dich, o Gott, habe ich vertraut, ich werde in Ewigkeit nicht zuschanden werden.

Pastoralfragen

Kirchliches Gesetz und kirchliche Gesinnung. Während des zweiten Weltkrieges wurden zunächst die Katholiken einiger Länder (Italien, Deutschland, Österreich) in der Weise vom *kirchlichen Fastengebot* dispensiert, daß nur mehr der Aschermittwoch und der Karfreitag als Fasttage aufrecht blieben. Unter Berücksichtigung der schwierigen Nachkriegsverhältnisse hat der Heilige Vater das Apostolische Indult vom 19. Dezember 1941 im selben Umfang bis auf weiteres verlängert. Daher können die Bischöfe mit alleiniger Ausnahme des Aschermittwochs und Karfreitags vom Fastengebot dispensieren. Sie sollen aber die Gläubigen, vor allem den Klerus und die Ordensleute, ermahnen, daß sie trachten, dieses apostolische Entgegenkommen durch freiwillige Übungen der christlichen Vollkommenheit und Sühne und durch gute Werke, vor allem der Nächstenliebe, auszugleichen, und sie sollen nicht unterlassen, auf die Meinung des Heiligen Vaters zu beten (AAS.